

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 3

Artikel: Die Fieberkurve [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Fieberkurve

WACHTMEISTER STUDERS NEUER FALL
ROMAN VON FRIEDRICH GLAUSER

6. Fortsetzung

Copyright 1937 by Morgarten-Verlag A. G., Zürich

Schattenhaft waren auch die Dinge, mit denen man sich beschäftigen mußte: die Millionen, in Gurama vergraben, die ausgelegten Kartenspiele mit dem Schaufelbauer, die Briefe — das gelbe Kuvert sowohl, in welchem Korporal Collani die Fieberkurve geschickt hatte, als auch Maries Brieflein. Schattenhaft der Buick BS 3437 mit samt dem großen Mann, der ihn bewachte, nachts, vor dem Haus in der Gerechtigkeitgasse. Vom Lampenschirm des Hotelzimmers glitten Studers Gedanken zu den verbeulten Blechdosen ... Zwei Küchen ... Und Studer träumte von diesen Küchen.

Es war ein schauerlicher Traum, schwer und mit Angst geladen. Studer war in einer einsamen Oase, aber er wußte: sie war nicht leer. Ein Geschöpf hauste in ihr, weder Mensch noch Tier, das denen, die sich hierher verirren, ins Genick sprang und sie zu Tode ritt. Der Wachtmeister ging gebückt und ängstlich unter den giftgrünen Federnpalmen. Da saß ihm das Geschöpf schon im Nacken, es hatte dürre Schenkel, die prästen Studers Hals zusammen. Und Studer ächzte. Pater Matthias tauchte auf, er hielt ein Kreuz in der Hand und rief: «Apaga, Satanas!» Aber das Geschöpf kümmerte sich keinen Deut um die Beschwörung, es ritt weiter auf Studers Nacken und der Wachtmeister mußte traben. Er hatte Durst. Pater Matthias war verschwunden, dafür standen plötzlich die verstorbenen alten Frauen da, und die eine hatte eine Warze neben dem linken Nasenflügel, während die Lippen der anderen schmal und zu einem höhnischen Lächeln verzogen waren. Sie tanzten wie Hexen einen grausigen Tanz ... Studer fiel zu Boden, es war nicht Erde, auf die er fiel, nein, Fliesen waren es. Und als er aufsaß, lag er in der Küche der verstorbenen Sophie. Alles war da: der braune Klubsessel, der Gasherd, der Küchentisch, mit Wachstum überzogen. Doch im Klubsessel, neben dem Gasherd, saß Marie und schlief. Ueber die Schlafende beugte sich ein Mann mit gekräuseltem Bart und sagte mit hohler Stimme: «Ich hole sie alle, alle hol' ich zu mir.» Der Mann, der nur der Geologe Cleman sein konnte, beschrieb mit seinen dünnen Händen Kreise um den Kopf des Mädchens, die blonden Haare sträubten sich. Dann war es nicht mehr Marie — eine Warze wuchs neben ihrem Nasenflügel — die Küche schrumpfte zusammen und war nur noch ein Durchgangskorridor. Die beiden Flammen des Gasröhrens pfiffen eine Walzermelodie, und auf der Etage tanzten die Büchsen klappernd einen plumpen Tanz: «Mehl» «Salz» «Kaffee». Und Studer dachte im Traum, daß sie vom Tanzen ihr Email verloren hatten ... «Cleman Victor Alois», sagte Studer laut — und immer noch lag er am Boden — «ich verhafte Sie wegen Mordverdachts!» Aber die Küche war leer, wenigstens schien es so. Ein Schatten hüpfte über die Wand. Diesen Schatten verfolgte Studer mit dem Schatten seiner Hand. Da begann der Schatten zu lachen, lauter und lauter, donnernd ...

Studer fuhr auf, die Fenster des Hotelzimmers klrirnten, eine Bogenlampe warf ihr kaltes Licht auf die Mauer, und auf der StraÙe rumpelte ein später Autobus vorbei.

Nein, der Herr Kommissär sei leider nicht da, sagte der Bureaudiener am nächsten Morgen. Er habe eine Untersuchung wegen nach Angers reisen müssen.

— Ob er denn nichts für Inspektor Studer hinterlassen habe? — Nein, gar nichts ...

Gut, das konnte vorkommen. Ein Polizeikommissär kann nicht immer tun, was er gerne möchte ... Aber eine Nachricht hätte Madelin doch hinterlassen können, dachte Studer, als er an der Seine entlang ging und sich von einem verspäteten Morgenwind anblasen ließ. — Das ist nicht schön von Madelin, er weiß doch, daß ich warte! ... Nun, man kann in diesem Fall einen kleinen Ausflug nach Montparnasse machen und sich das Haus ansehen, in dem Marie gewohnt hat.

Die Rue Daguerre ist eine kleine StraÙe, die von der Avenue d'Orléans abzweigt. An der Ecke hat Potin, das bekannte Lebensmittelgeschäft, eine Ablage. In den Schaufenstern liegen Gänse, Kaninchen, Gemüse. Neben

dem Laden bietet eine Blumenfrau frierende Mimosen zum Kaufe an. Die Nummer 18 ist ein Hof, in dessen Hintergrund ein einstöckiges Gebäude kauert.

— O ja, der Bäcker, dessen Laden dem Haus Nr. 18 gegenüber lag, erinnerte sich noch gut an das Ehepaar Koller. (Kollère, natürlich auf der letzten Silbe betont. Anders taten es ja die Franzosen nicht.) «Eine so scharmante Frau, immer höflich, immer lustig, nie den Mut verloren! Auch als der Mann plötzlich verschwunden war. Und Monsieur! Ein gebildeter Herr! Sah viel Freunde bei sich! Beschäftigte sich mit Philosophie, wissen Sie! Mit den letzten Dingen!»

«Mit den letzten Dingen?» fragte Studer erstaunt. Der dicke Bäcker, dessen spärliche Haare in der Farbe an Pfälzerrüben erinnerten, blies die Backen auf. «Jaja, mit den letzten Dingen! Monsieur konnte in die Zukunft schauen, die Toten waren ihm gehorsam.»

«Die Toten?»
«Ja! sie kamen und sprachen und erzählten. Ich war selbst einmal anwesend. Es war passionierend! Man konnte sich mit den Toten unterhalten, sie klopfen im Tisch, manchmal sprachen sie auch aus dem Mund des Herrn Kollère. Ja, es gibt merkwürdige Dinge zwischen Himmel und Erde!»

Arme Marie! Mit einem Spiritisten hatte sie also zusammengewohnt! Und das nannte man hier einen Philosophen! Aber die Frau, die das Hofhaus von Nr. 18 betreute, gab tröstlichere Kunde.

Marie nahm an den spiritistischen Séancen, die ihr Gatte (Ihr Gatte! «Son mari!» sagte die Hausmeisterin!) veranstaltete, nie teil. Marie flüchtete sich zu ihr, sagte Madame. Sie sagte immer: «Ich habe solche Angst, Madame!»

Marie und Angst haben? Chabis! Studer ärgerte sich. Er verließ die mittelsame Frau und ging mit seinen breiten Schritten durch die laut schwätzende Menge der Fußgänger. Mittag war nahe. Studer fühlte sich allein, einsam, und der Traum der letzten Nacht wirkte dunkel nach. Vielleicht war auch das unangenehme Gefühl, das der Berner Wachtmeister zwischen seinen Schulterblättern und auf dem Nacken spürte, auf diesen Traum zurückzuführen. Einen Augenblick dachte er, jemand verfolge ihn. Aber als er sich umwandte, sah er nur gewöhnliche Fußgänger, Dienstmädchen, Frauen, Männer, Arbeiter ...

Er setzte seinen Weg fort. Auf dem Boulevard St. Michel war das Gefühl wieder da, der Wachtmeister blieb vor einer Auslage stehen und beobachtete die StraÙe ... Nichts ... Doch! Auf dem gegenüberliegenden Trottoir flanierte ein Mann mit einem steifen Hut — und blieb auch vor einer Auslage stehen. Studer ging weiter, er kannte ein chinesisches Restaurant in einer kleinen Seitengasse. Dort aß er zu Mittag, trank viele Tassen eines dünnen, erfrischenden Tees, erlachte sich an den gebakenen Keimen von Sojabohnen und an einem Schweinsragout, das so stark mit Curry gewürzt war, daß es ihm die Zunge verbrannte. Als er aus dem Restaurant trat, stand auf der anderen Seite der StraÙe der Mann mit dem steifen Hut und blickte ihn fest an. Studer beachtete ihn nicht.

Als der Wachtmeister über die Seine ging, um im Justizpalast noch einmal nach Madelin zu fragen, hatte er wieder das unangenehme Gefühl im Nacken. Er wandte sich um ...

Ohne sich weiter zu verstecken, ging zehn Schritte hinter ihm der Mann mit dem steifen Hut. Er grinste unvershämmt, als ihn Studers fragender Blick traf.

— — — Und Kommissär Madelin war noch nicht aus Angers zurückgekehrt — — —

Studer verbrachte den Abend in der kleinen Beize an den Hallen. Er schrieb seiner Frau eine Ansichtskarte und zehn Minuten lang fühlte er sich nicht mehr allein. Aber dann überfiel ihn das Gefühl der Einsamkeit mit verdoppelter Macht. Es war ihm, als werde er von den Gästen verhört und als lache selbst der Beizer ihn aus.

Doch draußen, vor der Kneipe, deutlich zu sehen durch die hohen Fenster, patrouillierte der Mann auf und ab — der Mann mit dem steifen Hut.

In dieser Nacht versuchte Wachtmeister Studer sich einen Rausch anzutrinken. Man braucht dies von Zeit zu Zeit, wenn man müde, nervös, gereizt und verärgert ist. Aber der Rausch wollte nicht kommen. Er wirkte nur an der Oberfläche, die Ruhe drang nicht in die tieferen Schichten von Studers Gemüt; denn dort herrschte Unordnung und Chaos, dort hockte eine kalte Verzweiflung. Der einsame Wachtmeister hatte den Eindruck, daß mit ihm gespielt wurde — und es war ein grausames Spiel, grausam deshalb, weil er die Regeln nicht kannte.

Am späten Vormittag erwachte er, merkwürdigerweise mit ziemlich klarem Kopf. Und da Kommissär Madelin noch immer nicht zu sprechen war, beschloß Studer, Godofrey aufzusuchen. Als er nach ihm fragte, wurde der Bureaudiener verlegen.

«Ja ... vielleicht ... ich weiß nicht ...» Dann Tuscheln hinter einer Tür. Man schien auf diese Frage nicht vorbereitet zu sein.

«Zimmer 138, unterm Dach.»
«Merci», sagte Studer, und er dehnte das Wort nicht mehr, wie er es z'Bärn gewohnt war. —

Lange Gänge, Stiegen voll Staub, wieder ein langer Gang; jetzt war man unterm Dach. Es war dunkel, keine Lampe brannte. Im Flackern eines Streichholzes entdeckte Studer endlich die angegebene Nummer ...

Godofrey bereitete dem Wachtmeister einen rührenden Empfang. Er trug einen alten Labormantel, der vor sehr langer Zeit einmal weiß gewesen war. Jetzt war er bunt: rot, blau, gelb. Und im Laboratorium stank es — aber dieser Gestank war angenehmer als der Geruch nach Staub und Bodenöl.

— Es sei schön, daß der Herr Inspektor wieder in Paris sei! Der Herr Inspektor Studère ... «Wie oft hab' ich nach Ihnen gefragt», sagte Godofrey und flatterte herum wie ein farbiger Vogel. «Aber seit vorgestern ist der ‚Patron‘ wütend über Sie, Inspektor.»

Ja, meinte Studer, das habe er gemerkt. Madelin sei plötzlich verschwunden. Was denn los sei?

«Politik!», flüsterte Godofrey eindringlich. Und setzte noch leiser hinzu: Studer sei selbst an allem schuld.

«Ich?» fragte der Wachtmeister. «Warum denn?»
Man habe Studer im Verdacht, für Deutschland zu spionieren ... Da lachte der Berner Fahnder, aber es war kein herzliches Lachen. Das war ja eine Posse!

Darum die Verfolgung durch den Mann im steifen Hut! Madelin hatte ihn beobachten lassen, ihn, den Wachtmeister Studer! ... Unglaublich! ...

Godofrey schlich zur Tür, lauschte, riß sie auf — es war wie im Kino. Godofrey kam zurück, nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte; er winkte, wie ein Verschwörer, und Studer näherte sich Ohr dem Munde des kleinen Mannes. Godofrey flüsterte:

«Sie haben sich nach den Brüdern Mannesmann erkundigt. Das genügte ... genügte vollkommen ... mehr brauchte es nicht ... — Was er sich eigentlich einbildete, hat man Madelin auf dem Kriegsministerium gefragt. Die Akten des Falles Mannesmann? Nicht daran zu denken! ... Wozu er die Akten brauche? Ja, er, der Divisionskommissär Madelin? ... Ah, für einen Freund? Einen Schweizer Polizisten? Von Bern? ... Natürlich ein Boche! Das wäre schön! Auf keinen Fall! ... — Ja, so haben sie den ‚Patron‘ auf dem Kriegsministerium abgefertigt.»

Schweigen. Studer dachte verschwommen, daß er ein Wespennest aufgestört habe ... Unangenehm ...

Der Kleine plapperte weiter.
«Setzen Sie sich, Inspektor. Sie haben unüberlegt gehandelt. Warum sind Sie nicht zu Godofrey gekommen? Godofrey weiß alles. Godofrey ist ein wandelndes Lexikon. Godofrey kennt alle Kriminalfälle des In- und Auslandes. Vom Fall Landru bis zum Fall Riecedell-Güala» (er meinte den Fall Riedel-Güala) «und Godofrey sollte den Fall Mannesmann nicht kennen? Inspektor! Warum haben Sie den ‚Patron‘ mit dieser Sache belästigt?»

Studer zündete eine Brissago an — und sie schmeckte ihm. Das Gescheiteste war wohl, man schwieg und ließ den kleinen Mann ruhig erzählen. (Fortsetzung Seite 68)

Godofrey fuhr fort:

Er hatte vor einem Jahr wegen eines Spionagefalles im Kriegsministerium gearbeitet. Und da seien ihm durch Zufall die Akten Mannesmann in die Hände gefallen. «Der Name fiel mir auf; denn in meinem Berufe habe ich mit Mannesmannröhren zu tun. So nennt man die Behälter, — Sie werden dies wohl wissen — in denen man Gase unter hohem Druck aufbewahren kann. Ich habe mich damals gefragt, ob es sich um Verwandte dieses Mannesmann handelt und in den Akten geblättert. Ja, zuerst nur geblättert und dann aufmerksam gelesen... Zwei Brüder, angeblich Schweizer.»

«Das weiß ich alles», unterbrach Studer. «Sie haben nach Blei, Silber, Kupfer geschürft und sind dann erschossen worden, wegen Hochverrat...»

«Stimmt», sagte Godofrey. «Was Sie aber nicht wissen, ist folgendes: Die beiden wollten Land kaufen und hatten in ihrem Gepäck stets viel Gold- und Silberstücke, denn die Araber dort unten sind mißtrauisch gegen Banknoten. Dann wurden sie verhaftet, erschossen — man durchsuchte ihr Gepäck. Aber von dem Geld war nichts mehr vorhanden.»

Godofrey machte eine Kunstpause und ließ seine Worte wirken.

«Sie hatten kein Konto auf der Banque Algérienne, da vermutete man, sie hätten das Geld irgendwo versteckt. Ein Offizier vom Zweiten Bureau (Sie kennen das Zweite Bureau, es ist unser Nachrichtenbureau) verkleidete sich als Araber und zog los, um sich an den Geologen Cleman heranzumachen, denn dieser Mann hatte mit den Mannesmann gearbeitet und war auch derjenige, der sie verurteilt hatte. Lyautey war wütend, denn er brauchte Geld für seine Kolonie. Er fand, man habe das Todesurteil zu schnell vollzogen. Warum kein Verhör? brüllte er. Aber es war zu spät. — Zwei Monate brauchte der Offizier vom Zweiten Bureau, dann fand er den Geologen Cleman. Sie wissen, daß er ein Landsmann von Ihnen war, Inspektor? Ja? ... Gut. Der Offizier machte sich an den Cleman heran, aber der blieb stumm. Der Geologe war damals in der Gegend von Gurama beschäftigt, er fahndete nach Erdöl und Kohlen. Außerdem waren dort ein paar Bleiöfen in Betrieb, welche die Gebrüder Mannesmann erbaut hatten. Dem Cleman konnte man nichts anhaben. Er hatte einen Schweizer Paß und daneben noch belgische Papiere. Die Belgier waren unsere Verbündeten. Cleman erklärte, er habe sich in der Schweiz angekauft, um ungestört nach Deutschland fahren zu können. Er behauptete, nur in Deutschland gebe es die Maschinen, die er brauche. Da er die beiden Mannesmann entlarvt hatte, glaubte ihm der Offizier alles. Außerdem war Cleman unter den Berbern jener Gegend sehr beliebt... Der Offizier vom Zweiten Bureau kam unverrichteter Dinge zurück.»

Cleman blieb noch ein Jahr in Gurama, fuhr dann in die Schweiz, wurde von Lyautey zurückgerufen und wieder nach Gurama geschickt. Er hatte es verstanden, sich beim General beliebt zu machen. Als er krank wurde, ließ ihn Lyautey mit einem Flugzeug nach Fez schaffen. Cleman starb dort, während einer Blatternepidemie, an einem Sumpffieber. Der Sekretär des Cleman, ein gewisser Jacques Koller, siedelte sich in Paris an und gab sich mit Maklergeschäften ab. Als Hilfe — als Sekretärin, wenn Sie wollen — verschrieb er sich die Tochter seines Brotgebers, des verstorbenen Geologen Cleman.

Und nun? Nun scheint die Geschichte, die jahrelang in den Kartons des Kriegsministeriums geschlafen hat, plötzlich wieder aktuell zu werden. Koller, der Sekretär, verschwindet. Clemans zweite Frau findet in Basel einen merkwürdigen Tod. (Sie haben dies Madelin erzählt, und er hat es mir wiederholt.) Und dann erscheinen Sie, Inspektor, auf einmal in Paris und wollen die Akten Mannesmann sehen... Genügt das nicht, um Mißtrauen zu erwecken? Können Sie es der französischen Regierung verdenken, wenn sie der Meinung ist, Sie, Inspektor, seien gekommen, um den verschwundenen Schatz der Brüder Mannesmann zu suchen? Es waren immerhin 200 000 Franken in Vorkriegswährung... Alles in Silber- und Goldstücken! Vielleicht hat der Cleman das Geld vergraben? Nun meint man natürlich, daß Sie sich als Schatzgräber betätigen wollen und das will man verurteilen. Hat man nicht recht?»

Studer hielt den Kopf gesenkt. Er saß auf einem Tisch, zwischen Eprovetten, Reagenzgläsern, Bunsenbrennern und Glasflaschen. Von einem Dachfenster sickerte spärliches Licht auf seinen Rücken. Godofrey ging auf und ab, mit kleinen steifen Schritten, und als er jetzt anhielt und die Hände auf dem Rücken, Studer anglotzte, sah er aus wie der Vogel der Weisheit...

«Meine Frau läßt Ihnen herzlich für die Gansleber danken», sagte Studer, scheinbar zusammenhanglos. Das schien den Kleinen zu freuen, denn er spitzte den Mund und pfiff — ganz leise. Mit steifem Eulenschritt trat er näher, beugte sich zu Studers Ohr und flüsterte:

«Legen Sie Madame meine Verehrung zu Füßen», er grinste, «aber ich, Godofrey, werde Ihnen helfen. Wir beide werden dem ‚Patron‘ einen Streich spielen und ich weiß, daß er ihn nicht übel nehmen wird. Denn eigentlich ist er gar nicht böse auf Sie, sondern er flucht über das Kriegsministerium. Sie müssen verschwinden, Inspektor, denn wenn Sie nach Marokko fahren, wird man Sie unter irgendeinem Vorwand in Marseille verhaften und als unerwünschten Ausländer ausweisen. Das kann lange dauern, die Ausweisung nämlich, und während des Wartens können Sie gut und gerne verfaulen — in einem

feuchten Verließ... Nein, wir machen das anders. Es wird Ihnen doch möglich sein, Ihren Schatten abzuschütteln?»

Godofrey blickte den Wachtmeister treuerzichtig an und verstand gar nicht, warum sein Freund bei dem Worte «Schatten» zusammengezuckt war. Die Schatten! Der Fall mit den Schatten!... Unwillig schüttelte Studer den Kopf. Godofrey fuhr fort:

«Der Brigadier Beugnot, der angewiesen ist, Ihnen auf Schritt und Tritt zu folgen, ist nicht der Gescheiteste...», und schwieg dann, während er seine Wanderung wieder aufnahm.

Ganz zusammengekrümt saß Studer da und betrachtete mit Interesse seine baumelnden Füße. Konnte man diesem Godofrey, den man nicht weiter kannte, wirklich Vertrauen schenken? Vielleicht... Man war schließlich nicht vergebens neunundfünfzig Jahre alt geworden, man hatte ein wenig Menschenkenntnis erworben. Der Typus, zu dem Godofrey gehörte, war einem nicht fremd. Sicher war das Männlein Kriminologe geworden, um der Langenweile zu entgehen. Godofrey brauchte Betrieb. Er gehörte zu jenen Leuten, die am liebsten beten würden: «Unser täglich Problem gib uns heute...» Man fand diesen Typus nicht nur unter Polizeiorganen, auch unter Philosophen, Psychologen, Ärzten, Juristen war er vertreten... Kein unsympathischer Typus! Ein wenig ermüdend vielleicht, wenn man ständig mit ihm zu tun hatte. Studer beschloß: Man kann es probieren. Seine Stimme war sanft, streichelnd, als er sagte:

«Und wie wollen Sie mir helfen, mein lieber Godofrey?»

Wahrhaftig, dem Männlein traten Tränen in die Augen. Sicher ist der arme Kerl ganz allein, dachte Studer, und niemand ist freundlich zu ihm, sein ‚Patron‘ singt ihn nur an oder kommandiert.

«Ich habe hier», sagte Godofrey mit einer komisch-zitternden Stimme, «den Paß eines Freundes. Er sah Ihnen ähnlich, Monsieur Stüdere. Er hat mit mir in Lyon gearbeitet, aber vor einem Jahr ist er bei einer Raufe erschossen worden. Er war Inspektor an der dortigen Sicherheitspolizei. Ich gebe Ihnen seinen Paß. Nur den Schnurrbart müssen Sie sich abrasieren lassen. Dann kaufen Sie sich einen dunklen Mantel mit Sammetkragen, auch einen steifen Kragen müssen Sie anlegen und nicht vergessen, daß Sie von nun an wie der Polizeiminister des Kaisers heißen...»

«Des Kaisers?»

«Sicher meinte ich nicht Wilhelm II.», sagte Godofrey tadelnd. «Es gibt nur einen Kaiser, den kleinen Korporal, Napoleon I! Sein Minister hieß... — Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Ihnen der Name dieses genialen Menschen unbekannt ist?»

Nun hatte Studer im Gymnasium gerade immer in den Geschichtsstunden geschlafen. Er zuckte darum mit den Achseln und blickte Godofrey fragend an.

«Seine Exzellenz Joseph Fouché von Nantes, Herzog von Otranto...»

«Was? Herzog bin ich auch?» meinte Studer entsetzt.

«Sie wollen den armen Godofrey lächerlich machen, Inspektor! Sie heißen von nun an: Joseph Fouché, Inspekteur de la Sûreté. Wir werden übrigens den Paß noch vervollständigen...», sagte Godofrey, ging zu einem Wandschrank, entnahm ihm ein Büchlehen, das ziemlich verschmiert aussah und begann, in der babylonischen Unordnung seines Schreibtisches, nach einem bestimmten Objekt zu fahnden. Er fand es endlich und es war ein Fläschlein grüner Tinte. Mit dieser Tinte malte er heilige bureaukratische Zeichen auf das vorletzte Blatt des Büchleins. Dann holte er aus dem gleichen Wandschrank einen glattpolierten Stein, fettete ihn ein, drückte ihn auf ein bereitgehaltenes Dokument, zog den Stein vorsichtig ab und preßte den so gewonnenen Stempel ebenfalls auf die vorletzte Seite des Passes. Hierauf trat wieder die grüne Tinte in Aktion, Godofreys Hand mitsamt der Feder beschrieb elegante Kreise in der Luft, bevor sie, einem Habicht gleich, der ein Hühnlein erblickt hat, herab aufs Papier schoß. Dann schwenkte der kleine Mann den präparierten Paß in der Luft, blies auf die noch feuchte Tinte und endlich... endlich... hielt er dem Wachtmeister den Beweis seiner Fertigkeit vor die Nase:

«Reist in besonderem Auftrag des Kriegsministers», stand da. Die Unterschrift war unleserlich, wie es sich gehörte, und ein Stempel krönte das Kunstwerk.

«Großartig! Wunderbar!» sagte Studer.

«Wenn wir Kriminalisten nicht einmal falschen könnten», sagte Godofrey bescheiden, «dann wäre es besser, man bände uns ein Aktenfaszikel um den Hals. Aber es ist ja für eine gute Sache, Herr Inspektor Fouché!»

«Ich danke Ihnen, Godofrey! Mehr kann ich nicht sagen. Aber wenn Sie einmal Hilfe brauchen sollten — Sie wissen, wo ich daheim bin.»

«Gut, gut, Inspektor; das ist alles nicht der Rede wert», sagte der Kleine. «Man hilft sich, nicht wahr...»

Studer nahm das offen dargereichte Büchlein, blätterte darin und fand ganz vorne eine Paßphotographie. Der Mann, den dieses Bild darstellte, war breitschultrig (es war ein Brustbild), sein Gesicht mager, und eine spitze, schmale Nase sprang daraus hervor. Der Mund? Studer hatte seinen eigenen Mund nie mehr gesehen, seit er einen Schnauz trug.

«Und Sie glauben, daß mir der Mann gleicht?» fragte Studer.

«Wie ein Zwillingbruder!... Nur müssen Sie sich den Schnurrbart abrasieren, einen steifen Hut aufsetzen — dann können Sie beruhigt reisen.» Studer wollte den Paß in seiner Buesentasche versorgen, da — wie schon einmal — machte sich die Fieberkurve durch Rascheln bemerkbar.

«Hier, Godofrey», Studer hielt dem Kleinen das Dokument hin. «Können Sie das entziffern?»

Godofrey stürzte sich auf das Blatt, schob die Hornbrille in die Stirn, und da kamen zum Vorschein ein Paar wässrige, blinzelnde Aeuglein. Ihnen näherte er das Blatt etwa auf Handbreite, drehte es hin und her und hielt es endlich so, daß die Achse der Fieberkurve senkrecht stand. Ausrufe platzten auf seinen Lippen:

«Kindisch... Kindisch einfach!... Stümperarbeit!... Freimaurschrift... Das kann man vom Blatt lesen...»

Er flatterte zum Tisch, setzte sich und begann:

«EMOQHZ...»

«Genug, Godofrey, genug!» rief Studer, der ängstlich wurde. Man konnte sicherlich Vertrauen zu dem Zwerge haben, aber immerhin... er war Franzose...

Godofrey jedoch ließ sich nicht stören, sondern diktierte sich die Buchstabenreihe laut in die Feder. Dann machte er eine Pause.

«Umgekehrtes Alphabet», sagte er langsam. «Wahrscheinlich Deutsch. Ich will nicht in Ihre kleinen Geheimnisse eindringen. Aber haben Sie es selbst entziffern können?»

«Nein», sagte Studer und wurde verlegen. «Meine Frau hat die Lösung gefunden.»

«Ah, Madame Stüdere... Wundert mich nicht. Ein Mann wie Sie, Inspektor, hat überall Glück. Unverdientes Glück. Ein Mann wie Sie muß unbedingt auch eine kluge, eine geschickte Frau haben. Das geht klar hervor aus Ihrem ganzen Aussehen. Madame Stüdere...», wiederholte Godofrey. «Wird es mir einmal vergönnt sein, ihr meine Bewunderung zu Füßen zu legen?»

«Ich glaube», sagte Studer trocken, «daß meine Frau eine Gansleberpastete mehr schätzt als Bewunderung.»

«Sie sind ein Materialist, Inspektor Fouché! Das Männlein ging auf den Späß ein. «Aber ich werde mich an die Pastete erinnern. Und nun — viel Glück. Seien Sie vorsichtig. Hier haben Sie noch eine Erkennungs-marke der französischen Polizei...»

Studer in der Fremdenlegion

Godofrey hatte nicht gelogen. Der Brigadier Beugnot, der den Auftrag erhalten hatte, den Berner Wachtmeister zu beaufsichtigen, war nicht der Schlaueste — oder (und das konnte auch als Erklärung für sein Verhalten gelten) er hielt die Schweizer im allgemeinen für dumm und den Inspektor Studer im besonderen für harmlos.

Vor dem Tor des Justizpalastes wartete dieser Brigadier Beugnot, kam mit in die Untergrundbahn und stieg aus an der Station Pigalle; er betrat mit Studer das Hotel und blieb hinter dem Wachtmeister stehen, während dieser seine Rechnung bezahlte. Der Brigadier folgte seinem Schützling auch auf den Ostbahnhof — dies kostete der französischen Regierung eine Taxifahrt — und wartete dann auf dem Bahnhof, bis der Basler Zug aus der Halle fuhr. Studer war guter Laune. Er winkte mit seinem breitrandigen Filzhut aus dem Fenster und mußte lachen, weil der Brigadier Beugnot, dem dieses Winken galt, automatisch das Winken erwiderte. Der französische Polizeibeamte schnitt dazu ein Gesicht, welches durch das Erstaunen, das es ausdrückte, dümmmer schien, als es eigentlich vom Reglement vorgesehen war.

Es galt, vorsichtig zu sein, dachte Studer auf seinem Fensterplatz, während die aussätzigen Häuser der Vororte am Zug vorbeihumpelten. Vorsichtig! — Wie anders war er vor einer Woche gereist! Da saß ihm gegenüber ein Mädchen: graue Wildlederschuhe, seidene Strümpfe, Pelzjacke... Der Wachtmeister riß sich zusammen. Vorsicht! Worin hatte die Vorsicht zu bestehen? Er durfte nicht in die Heimat zurück — die Schweizer Paßkontrolle würde ihn ohne Anstände durchlassen. Aber wie sollte er die Schweiz verlassen? Die französische Kontrolle passieren mit einem falschen Ausweis? Riskant! Gefährlich!

Es empfahl sich, dem Beispiel einiger Mitspieler in diesem verkachelten Falle zu folgen — und zu verschwinden. Studer schmerzte es, daß er nicht einmal seine Frau benachrichtigen konnte. Aber diesmal durfte er keine Unvorsichtigkeiten begehen, und eine solche wäre es gewesen, wenn er der französischen Post einen Brief anvertraut hätte...

Er stieg in Belfort aus und übernachtete dort in einem Hotel mitten im Städtlein — nicht in der Nähe des Bahnhofes. Er kaufte einen neuen Koffer, einen steifen Hut, einen dunklen Mantel und ein Paar hohe gelbe Schnürschuhe mit starker Sohle. Dann ließ er sich bei einem Coiffeur den Schnurrbart abrasieren und die Haare, die an den Schläfen bedenklich weiß waren, schwarz färben. Die Polizeimarke wirkte Wunder. Der Coiffeur lächelte geschmeichelt und geheimnisvoll, der Hotelbesitzer nahm den Anmeldechein schleunigst und unausgefüllt wieder mit. Studer hatte zwei Worte gesagt: «Politische Mission!» und den Zeigefinger auf die Lippen gelegt. «Ich verstehe, verstehe gut!» hatte der Besitzer genau so geheimnisvoll erwidert.

(Fortsetzung Seite 70)

Dann fuhr der Berner Wachtmeister, der plötzlich ein Inspektor der französischen Polizei geworden war, weiter nach Bourg. Dort stieg er um und nahm eine Nebenlinie nach Bellegarde. In Bellegarde wartete er auf den Nachtzug, der von Genf über Grenoble direkt nach Port-Bou an die spanische Grenze führt. Einige Stationen vor Port-Bou lag jenes Port-Vendres, das der Unbekannte den Berner Gangstern angegeben hatte.

Und in Bellegarde, während er auf den Schnellzug wartete, nahm Wachtmeister Studer Abschied von seinem treuesten Reisebegleiter: dem ramponierten Koffer aus Schweinsleder. Es war ein wortloser, aber inniger Abschied. Dinge haben oft mehr Herz als Menschen — der Koffer verzog alle Falten, die ein langer Gebrauch in sein Leder gegraben hatte. Aber er weinte nicht. Koffer weinen nicht. Koffer begnügen sich damit, kummer- und vorwurfsvoll dreinzublicken...

Port-Vendres... Auf der einen Seite des Hafens, der nur ein großes Bassin ist, das faulig riecht, steht ein riesiges Hotel, das meistens leer steht. Auch hier wirkte die Erkennungsmarke Wunder. Doch nicht zu vergleichen war diese Wirkung mit jener, welche die Marke auf das kleine Fräulein im Postbureau ausübte.

Studer trat an den Schalter, sagte mit jener Betonung, die er Madelin abgelauscht hatte: «Police!» (hier müssen wir nachtragen, daß Studer das Französische ohne deutsche Färbung sprach — seine Mutter war in Nyon daheim gewesen...) und ließ die Marke in der hohlen Hand aufleuchten.

Eifrig und geflissen nickte das schüchterne Fräulein, sie erhob sich halb von ihrem Stuhl und blieb so stehen, mit gebeugten Knien und schiefem Oberkörper...

«Was kann... womit kann... ich dem Herrn Inspektor dienen?»

«Ich möchte die Sendungen sehen, die in den letzten Wochen postlagernd eingetroffen sind», sagte Studer und war genau so verlegen wie das Fräulein. «Ich meine die Sendungen, die noch nicht abgeholt worden sind, mein liebes Kind.»

Das «liebe Kind» wurde rot, und das war eine Katastrophe. Denn die natürliche Röte ihrer Wangen wollte gar nicht zu der künstlichen ihrer Lippen passen.

«Die... die... Poste-restante-Briefe... Ge... ge... gern, Herr Inspektor!»

Fünf Briefe. «Vergißmeinnicht 28», «Mimose 914», «Einsames Veilchen im Frühlingwind», «Rudolf Valentino 69» und — endlich! — «Port-Vendres 30—7». Die Schrift!

«Ich brauche diesen Brief!» Studer versuchte umsonst seiner Stimme Festigkeit zu geben, sie zitterte, aber das kleine Fräulein merkte es nicht. «Soll ich Ihnen Decharge geben?»

«De... De... charge? Wenn Sie so freundlich wären... Eine Empfangsbestätigung, wenn ich bi... bi... tten darf, He... Herr Inspektor!»

Der Wind kam vom Meer. Er brachte Feuchtigkeit und einen ganz leisen Geruch nach Seetang und Fischen. Studer atmete tief. Dann riß er die Enveloppe auf.

«Lieber Vetter Jakob!

Ich weiß, daß du den Brief erhalten wirst, denn du bist ein kluger Mann. Er ist wütend, daß der Ueberfall nicht gelungen ist, aber ich hab' lachen müssen. Die Panik ist vorbei — denn als ich dich anrief, hatte ich einen Augenblick den Kopf verloren. Jetzt hab' ich ihn wiedergefunden, das war nicht schwer, denn er ist groß genug — der Kopf nämlich. Ich bin sehr froh, daß du die große Reise machst, denn allein kann ich mit der ganzen Sache nicht fertig werden. Und Pater Matthias kann mir gar nicht helfen... Warum? Das wirst du erfahren! Du mußt unbedingt zuerst über Gerville fahren (und wenn ich fahren sage, so ist das ein Verlegenheitsausdruck, denn du wirst kein Gefährt finden). Aber ich gebe dir Rendez-vous in Gurama. Dort werde ich dich notwendig brauchen. Sei also zur Stelle! Aber nicht vor dem 25. Januar. Und mach dir keine Sorgen, wenn du mich dort nicht antriffst. Ich werde erscheinen, wenn es nötig sein wird. Inzwischen kannst du dich dort mit dem Beherrscher des Postens unterhalten. Er heißt Larigue und stammt aus dem Jura. Vielleicht findet ihr einen Dritten zum 'Zugere', aber spiel nicht höher als zehn französische Centimes den Punkt. Du hast bis jetzt eine gute Nase gehabt, fahre in dieser nützlichen Beschäftigung fort und sei herzlich begrüßt von deiner Adoptivnichte Marie.»

«Suumeitschi!» murmelte Studer und blickte sich gleich danach erschreckt um, nein! Niemand konnte diesen Ausruf gehört haben. Der Quai war leer, Gott sei Dank. So las er den Brief noch einmal und versorgte ihn dann bedächtig in seiner Buesentasche. Mochte er dort mit der Fieberkurve gute Nachbarschaft halten! Doch seine Zufriedenheit und seine Freude über den Brief erlitt sogleich einen Dämpfer. Dieser Dämpfer nahm die Gestalt eines Windstoßes an, der ihm den steifen Hut vom Kopfe und in das Schwimmbassin blies. Alles Fluchen half da nichts. So kaufte sich Studer ein Bêret; dann verließ er das Geschäft und betrachtete sich noch einmal prüfend im Spiegel des Schaufensters: er sah wirklich ganz unschweizerisch aus mit seinem glatten, mageren Gesicht, den massigen Körper eingezwängt in den dunklen Ueberzieher, der auf Taille geschnitten war; und das Bêret gab ihm etwas Abenteuerialches. Er freute sich über sein Aussehen, der Wachtmeister Studer, er freute sich, daß er in

eine fremde Haut geschlüpft war... Aber er wußte nicht, daß diese leise Freude, die in ihm zitterte, auf lange Zeit seine letzte sein sollte. Auf drei Wochen nämlich... Aber drei Wochen können sich dehnen, als seien sie ebensoviel Jahre...

Von Port-Vendres geht zweimal die Woche ein Schiff nach Oran. Am nächsten Tage war eines fällig, und Studer war froh darüber, denn der Miniaturhafen ging ihm auf die Nerven — besonders sein fauliger Geruch nach Gerberlohe und spanischen Nüssen. Das Meer war schmutzig und seine Wellen glichen dicken, alten Frauen, die ein nicht ganz sauberes Kopftuch aus Spitzen auf die fettig-grauen Haare gelegt hatte — und nun weht das Tuch, während die Weiber mühsam vorwärts rollen...

Das Meer war also eine Enttäuschung, und die Enttäuschung verlor auch nicht auf dem Schiff. Im Löwenhof machte sich, wie meistens, ein Sturm bemerkbar, der teils mit Hagel, teils mit Schnee vermischt war. Studer wurde nicht seekrank. Aber er war doch unzufrieden: als französischer Polizeiinspektor durfte er keine Brissagos rauchen, Franzosen kennen diese geniale Erfindung nicht, sie rauchen Zigaretten, allenfalls Pfeife. Studer hatte sich eine Pfeife gekauft. Auf dem Schiff übte er sich darin, sie nicht ausgehen zu lassen. Es war schwer. Aber dann schmeckte sie ihm plötzlich — so gut, daß er eine seiner letzten Brissagos, die er verstohlen in der Kabine angezündet hatte, zur Luke hinauswarf. Der Ketzter schmeckte auf einmal nach Leim.

In Oran hatte er nichts zu suchen. So fuhr er weiter nach Bel-Abbès.

Und dort prallte er mit einer derart fremden Welt zusammen, daß ihm der Kopf brumme.

Die Ankunft schon auf dem kleinen Bahnhof! Ein Dutzend Leute in grünen Capottes, die in der Taille von grau-weißen Flanellbinden zusammengehalten wurden, standen da, und die Bajonette an ihren Gewehren schimmerten schwärzlich. Aus einem Waggon hinter der Lokomotive quollen viel unbewaffnete Uniformierte, die sich in Viererreihen aufstellen mußten — dann wurden sie von den Bajoneträgern eingerahmt und trabten ab. Studer folgte ihnen. Eine lange Straße zwischen Feldern, auf denen verkrüppelte Holzstrünke wuchsen. Es waren Reben, aber hier zog man sie anders als im Waadland. Am Himmel stand ein unwahrscheinlich weißer Mond, der vergebens versuchte, die Wolken fortzuschreiben, die immer wieder an seiner platten Nase vorbeistrichen.

Ein Stadttor, aus roten Ziegeln erbaut... Eine breite Straße... Ein Gitter und vor dem Gitter ein Wachtposten (auch er in einer resedagrünen Capotte), der den Eingang bewachte... Und hinter dem Gitter der Kasernenhof, umgeben von trostlosen Gebäuden; sie erinnerten mit ihrem Aufsatz an die Häuser, die in den Vororten von Paris am Zuge vorbeihumpelt waren.

Studer trat auf den Wachtposten zu und verlangte den Colonel zu sprechen. Der Posten hörte sich Studers

Wunsch gelassen an und deutete dann mit einem Kopfruck nach hinten. Studer wurde ungeduldig. Wo er sich denn melden sollte, fragte er barsch.

«Postenchef», sagte der Mann und ließ sein Gesicht knallend von der Schulter fallen. Studer sprang erschreckt einen Schritt zurück. Aber der Posten hatte es mit der linken Hand aufgefangen; diese linke Hand lag plötzlich waagrecht — und jetzt erst verstand der Wachtmeister, daß der Posten das Gewehr präsentierte. Ein Offizier ging vorüber, von seiner Frau spazierengeführt, und grüßte nachlässig.

«Was?» fragte Studer, als das Gewehr wieder schief auf der Schulter des Resedagrünen lag.

«Sie müssen beim Postenchef melden!» wiederholte der Legionär. Die Worte waren hart wie Kieselsteine. Aber die Betonung? Die Farbe der Sprache? Wahr- und wahrhaftig!... Des Resedagrünen Sprache hatte bern-deutschen Klang. Studer sah den Mann an. «Steh' ich in finst'rer/Mitternacht!» ging es ihm durch den Sinn. Aber die heimatlichen Laute machten das Ganze nur gespenstischer. Und es ging ein kalter Wind, der nach Erde und Sand schmeckte...

Der Postenchef war Russe. Ein Sergeant und sehr wohlherzogen. Er gab sich Mühe, seine Abneigung gegen die Polizei nicht allzu deutlich zu zeigen. Aber seine Blicke waren berecht... «Wenn ich dich an einer dunklen Straßenecke erwisch'!» schienen sie zu sagen. Fahnder waren nicht beliebt in der Legion.

— Colonel Boulet-Ducarreau sei in seiner Wohnung. Man rate dem Herrn Inspektor Fouché jedoch, lieber morgen früh wiederzukommen...

Studer entfernte sich seufzend. Noch ein Tag! Aber er hatte ja Zeit, Zeit genug. Wenn er nur am 25. Jänner in Gurama war! Heute schrieb man den elften. Er aß in einem hellerleuchteten Restaurant zu Nacht, nicht schlechter als in Paris. Er trank einen süßigen Weißwein, der aber hinterlistig war. Einmal — der Wachtmeister führte gerade die Gabel zum Munde und erschrak dermaßen, daß er sich in die Lippen stach — legte sich eine Hand um seinen Fußknöchel... War er entlarvt? Wollte man ihn ketten? Zitternd hob er das Tisch Tuch. Ein winziger Araberjunge grinste ihn mit schneeweißen Zahnreihen an — ein Schuhputzer!

Colonel Boulet-Ducarreau ließ sich am besten mit einem Edamerkäse vergleichen, der im Gleichgewicht auf einem riesigen blauen Stoffball liegt. Der Edamerkäse war der Kopf, der Stoffball der Rumpf ohne die Beine (diese verbarb der Tisch).

«In Straßburg engaged?» schnaufte er. «Despine? Ja ja, ich weiß, ich weiß. Hat die Prime touchiert und ist dann desertiert. Wann? Warten Sie. Heut haben wir Samstag, nicht wahr? Am Donnerstag wird die Prime ausbezahlt. 250 Fr. Am Abend war Ihr Despine verschwunden. Wir haben ihn bis jetzt nicht wiedergefunden, suchen Sie ihn, selbst. Auf alle Fälle hat er sich nicht in Oran eingeschiff. Vielleicht weiß mein Sekretär Näheres... Vanagass!» rief er quäkend.

Vanagass war Sergeant und hatte O-Beine wie der Direktor des Hotels zum Wilden Mann.

«Gehen Sie mit dem Inspektor Fouché, er ist uns vom Kriegsminister empfohlen und sucht den Despine... Sie haben mir doch gesagt, daß Despine desertiert ist?»

«Desertiert! Zu Befehl, mein Colonel!»

«Gewöhnen Sie sich ein für allemal dieses blöde, zu Befehl! ab! Despine ist nicht, zu Befehl! desertiert! Wenn ich frage: Ist Despine desertiert? so antworten Sie: Ja... Zu Befehl! Blödsinn!» Und der Colonel schnaufte erbittert.

«Ab! Abtreten! Beide abtreten! Ich hab' zu tun! Wenn ich wegen jedem Deserteur eine Viertelstunde verlieren sollte, wo käm' ich da hin? Ich bin ein beschäftigter Mann, Inspektor, teilen Sie dies dem Herrn Kriegsminister mit, wenn Sie ihn wieder aufsuchen... Vielleicht kennen Sie ihn gar nicht wieder, den Herrn Kriegsminister! Studers Rücken wurde kalt. Hatte der Colonel ihn durchschaut? Ach nein! Er hatte nur einen Witz machen wollen, der dicke Boulet-Ducarreau (Kugel-von-der-Ecken konnte man den Namen übersetzen), denn er beendete seinen Satz: «Frankreich wechselt nämlich seine Minister wie ich meine Rasierklängen. Adieu!»

Vanagass schien die Abneigung der Legion gegen Polizeipersonen nicht zu teilen. Es stellte sich heraus, daß er eine Art Kollege war, Polizeidirektor von Kiew unter dem Zaren — wenigstens erzählte er dies, während er mit Studer über den zugigen Kasernenhof ging. Er war von einer Höflichkeit, die entweder auf gute Kinderstube schließen ließ oder den Hochstapler verriet... Studer wurde nicht klug aus dem Mann. Er schien etwas über den gewissen Despine zu wissen, aber nicht mit seiner Weisheit herauszücken zu wollen. Endlich, nach dem vierten Glas Anisette (so nannte sich das Getränk, aber es war eigentlich unverfälschter Absinth) taute Sergeant Vanagass auf.

Despine sei ihm aufgefallen, als er am Mittwoch mit einem Straßburger Détachement eingetroffen sei... Nicht wahr, wenn man zwölf Jahre im Betrieb gewesen ist, so hat man Gelegenheit gehabt, physiognomische Studien zu betreiben!... Despine? Er habe aus der farblosen Masse seiner Kameraden hervorgeleuchtet. Geleuchtet! Jawohl!... Wieso? Ganz einfach: er habe ausgesehen wie das verkörperte schlechte Gewissen. Ein Mann, der sicher etwas Schweres, etwas ganz Schweres ausgefressen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Neuer scheinung

MONIQUE SAINT-HÉLIER

Morsches Holz

ROMAN

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von R. S. Humm
Umfang 416 Seiten Ganzleinen Fr. 8.50

Mit der Dichterin Monique Saint-Hélîer erhält die welsche Schweiz nach Ramuz zum zweitenmal eine repräsentative Figur, die sich in den Kreis des europäischen Interesses stellt. Das Eigenartige an dem Buch ist die Kraft, mit der Menschen, Tiere, Pflanzen, Landschaften in jeder Einzelheit vor uns lebendig werden. Die Schilderung des jurassischen Winters wird dem Leser so unvergeßlich bleiben, wie die Darstellung der Gemächer im Lichte des Kamins und der Petrolampe. Dieser Roman wurde von der Schweizerischen Schillerstiftung mit einem Preis ausgezeichnet.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

MORGARTEN-VERLAG A.-G.
ZÜRICH

Nr. 3  S. 70